

J U G E N D

MÜNCHEN 1940 / NR. 5 / STADT DER DEUTSCHEN KUNST / PREIS 40 PFENNIG



Brüne

Der Bildhauer Prof. Joseph Henselmann hat zu dem Film Hans Schweikarts „Befreite Hände“, der zur Zeit im ganzen Reich mit großem Erfolg gezeigt wird und in dem Brigitte Horney die Hauptrolle spielt, die Holzplastiken geschaffen.

Professor Henselmann war gerade in Steingaden, als ihn Hans Schweikart telefonisch in seiner oberbayerischen Einsamkeit aufsuchte. Man brauche ihn unbedingt zum Film, jawohl, gerade ihn; man drehe da den Film einer Bildhauerin und er solle all die Plastiken und Schnittreihen dazu schaffen, welche in dem Film Brigitte Horney als werdende Bildhauerin laut Drehbuch zu schneiden habe, u. a. ihr Selbstbildnis. Henselmann glaubte schlecht zu hören. Was habe denn ein bildender Künstler mit einem Kinostück zu tun, er sei da wirklich ganz und gar ungeeignet. Aber Hans Schweikart ließ nicht locker: „Wir können doch in diesem Film nicht andauernd von großer Kunst reden und hinterher dem Publikum irgendeinen Kitsch zeigen. Wir brauchen künstlerisch einwandfreie Plastiken.“

Darauf sind zwei Filmleute schnurstracks nach Steingaden gekommen und haben ihm auseinandergesetzt, daß sie zunächst von ihm einige Tierplastiken haben müßten, so wie sie die Bildhauerin im Film in ihren ersten Versuchen schnitzte. Abermals stützte der gewissenhafte Künstler: „Ich kann doch nicht mehr Tiere schnitzen, wie sie der Anfänger macht, meine Herren. Ich kann doch nicht einen Sprung um zwanzig, dreißig Jahre zurück machen!“ Aber ihm fiel sein guter Schüler Kallenbach ein, der schon viel gearbeitet, aber noch nie Holzgeschnitz hat. Der sollte als wirklich künstlerisch begabter Anfänger diese ersten Plastiken schnitzen. Gesagt, getan. Prompt, wie es beim Film immer geht, wurde der Schüler des Meisters gleich mitengagierte. Von ihm stammen denn die Tierplastiken und sie sind so gut ausgefallen, daß Henselmann selber begeistert war und Brigitte Horney sie allesamt mit nach Berlin in ihre Wohnung genommen hat.

Henselmann umschlichen noch immer Bedenken. Unterschied sich seine Welt nicht in allem von der des Films? Doch eines Tages wurde er einfach hinausgeholt nach Geiselgasteig. Er sollte jetzt sein „Modell“, Brigitte Horney, kennen lernen. Zum ersten Male in seinem Leben sieht er filmen. Denn kommt gerade an, wie man mit der Horney eine Szene dreht. Er sieht sie filmgerecht und im grellen Licht der Jupiterlampen, und er entdeckt, daß der Schminkkasten der Friseurin bei der Atelierphotographie eine erhebliche Rolle spielt. Wird er sie modellieren können, fragt ihn die Horney und Henselmann meint im heiteren Schwäbisch: „I muß halt amal schaue was drunte lacht unter d'Farb.“ Da lacht Brigitte heulend. Der Bann ist gebrochen. Künstler und Diva verstehen sich.

Brigitte Horney wurde täglicher Gast in der Münchener Akademie für angewandte Kunst. Das war natürlich immer eine kleine Sensation. Soviel Modelle hat sich an der Luisenstraße schon gesehen hatte — ein Filmstar war bisher noch nicht ein- und ausgegangen. Und Professor Henselmann freute die Arbeit von Sitzung zu Sitzung mehr. Denn so sehr alles beim Film eilt, so sehr einer den andern treibt — Brigitte



Selbstporträt

J. Henselmann

hatte Geduld. Sie sah nie nach der Uhr, nie wurde sie des Sitzens müde. Nein, Brigitte saß stundenlang ruhig auf dem Stuhl und folgte mit Interesse der Arbeit des Künstlers, der aus der klötzigen Holztafel einer alten Weinprelle alls Tage deutlicher ihr Ebenbild herauschnitt.

Auch den kleinen „Jens“ des Films, in natura Hänzchen Pfaff aus Berlin, hatte Henselmann in Holz zu schnitzen. Das fünfjährige Hänzchen, mit reinstem Spreewasser getauft, machte dem Meister die Arbeit schon schwerer als die große Brigitte. Kei-

ne Minute hielt er sich still. Er führte das Wort und entwickelte bald regelrechte Sterallüren. Man schnitt ihn in Holz, man fuhr ihn mit dem Auto herum, man leuchtete ihn an und fotografierte ihn mit gigantischen Apparaten. Hänzchen fühlte sich bald als bedeutende Persönlichkeit und trat dementsprechend auf. Als einmal der Wagen nicht ganz ans Haus herankommen konnte und Mutti mit Hänzchen über die Straße gehen wollte, um dort einzusteigen, winkte er entschieden ab. „Soll mal vorfahren“, befahl er — und wartete. Von dem Mann da, dessentwegen er so viele Stunden seines Lebens in einem unsympathisch ruhigen und feierlichen Raum verbringen mußte, verabschiedete er sich dennoch leutselig: „Wenn du nach Balin kommst, dann fahrste die Auljenstraße lank, da hältste, steigste aus, gehst über vier Treppen hoch — ick bin aber so meistens uf der Straße.“

„Bei dieser Filmerlei wird viel mehr gearbeitet, als ich geglaubt hab“, gesteht Professor Henselmann. „Wie fleißig diese Horney ist! Unter uns gesagt, ich hab mir das eigentlich leichter vorgestellt. Mehr so als Spielerei. Und ich hab wieder einmal den alten Satz bestätigt gefunden: Man soll über nichts urteilen, was man nicht gesehen hat.“ Kristl

Hinter der weißen Leinwand

Entthronter Ben Akiba

Als Hans Albers, der jetzt in dem Tobis-Film „Percy auf Abwegen“ spielt, junger Anfänger war, herrschte natürlich im letzten Monddrittel erschreckende Ebbe im Geldbeutel.

Eines Tages kam Hans in schlechtesten Stimmung zur Probe, und jeder mußte ihm ansehen, daß irgend etwas schiefgegangen war. Der Charakterkomiker klopfte ihm ermunternd auf die Schulter und sagte philosophisch: „Rege dich doch nicht auf, es ist alles schon dagewesen.“

„Quatsch“, wehrte Hans unwirsch ab, „das ist es ja eben! Der Geldbriefträger ist noch nicht dagewesen.“ Sch.

Stoßseufzer eines Regisseurs

Es war draußen in Johannisthal bei Berlin, wo die Tobis ihre großen Ateliers hat. Verhoeven inszenierte den Tobis-Film „Aus erster Ehe“, in dem Franziska Kitz die Hauptrolle spielt. Ort der Filmhandlung war ein Bierzelt auf einem bayrischen Volksfest. Die Kamera nahm einen Tisch aufs Korn, hinter dem ein Fenster den Blick nach draußen freigab. Nach vielen Proben hatten alle Darsteller erfaßt, wie ihr Regisseur die Szene gespielt haben wollte. Die Aufnahme konnte gemacht werden. Da meinte Paul Verhoeven: „Alles in Ordnung! Wenn man nur den Baum vor dem Fenster noch ein bißchen lebendiger machen könnte!“ Kaum war dieser Wunsch ausgesprochen, da bewegte sich das schlanke Bäumchen auch schon wie von Geisterhand und die Blätter schienen vom Sommerwind bewegt zu rascheln — die allzeit bereite „Bühne“. Gleich darauf entrang sich der Brust des schwer geprüften Regisseurs ein Regisseurstöhnen, das schwer geprüft, wenn es sich nicht gerade um eine erfolgreiche Premiere handelt — dieser Seufzer: „Ach, wenn man doch alle Mitwirkenden immer so leicht lebendig machen könnte, wie diesen Baum!“ D.



Aus dem Film „Befreite Hände“

J. Henselmann



Brigitte Horney

(Die Plastik kurz vor der Vollendung)

J. Henselmann

AUS DEM FILM „BEFREITE HÄNDE“

Ja, damals waren die Maler noch Kavaliere und große Herren, erzählen die alten Münchner, die ihn gekannt haben. Es mag wohl so gewesen sein, wie sie sagen, daß der große Mann mit dem breitkrempigen Malerhut, mit der in die Stirn fallenden Locke, mit der weißen Krawatte jedem Kind bekannt war, daß man ihn ehrfürchtig und zugeneigt begrüßte. Vielleicht hat das noch in unsere Tage herübergeschlüpfte Gerücht nicht ganz unrecht, das wissen will, der Prinzregent Luitpold sei ein wenig eifersüchtig auf den Mann mit dem Malerhut gewesen, beinahe wie auf einen Gegenregenten, weil er selbst, der Prinzregent von Bayern, nicht ehrfürchtiger und nicht zugeneigter begrüßt wurde von seinen Untertanen als der Mann mit dem Malerhut.

Der große Mann mit der in die Stirn fallenden Locke und der weißen Krawatte wußte es, daß sein Malerhut wert war wie eine Krone. „Sagen Sie nicht Professor zu mir“, sagte er zu jemand, der ihm mit der Titulatur liebbedienen wollte, „sagen Sie meinen Namen. Professoren gibt's viele, Lenbach gibt's nur einen.“

Ist das schon Übermut oder ist es noch legitimes Selbstbewußtsein? Man spricht in der Künstlergesellschaft Allotria von den Jahren 1878 bis 1904, von den Jahren der Präsidentschaft Lenbachs wie von der Regierungszeit eines Fürsten. Es ist nicht so, daß sich die Allotria übermäßig ein staatsähnliches Gebilde dünkte und daß Lenbach übermäßig die Gebärde der Hoheit aufnahm. Nein, Lenbach war in der Tat ein Regent, ein Regent von seinen eigenen Gnaden, von Gnaden seiner Kunst, von Gnaden der aufklärerischen, demokratischen Zeit, die in ihm eines ihrer letzten Glanzstücke hervorbrachte. Er war auch Regent von Gnaden der Stadt München und des altbayerischen Wesens. Wer weiß, ob man anderswo sein Regiment der Kunst ernst genommen, angenommen und geliebt hätte. In München hat man ihn zu seiner Zeit begrüßt, daß der alte Prinzregent eifersüchtig wurde, und heute gibt es eine Art Lenbachsage

in München, die auf seinen Namen die Großartigkeiten der Münchner Künstler-Sage.

Das Leben Lenbachs beginnt wie die Romane von den tapferen armen Knaben, die es durch Fleiß und Ausdauer zu etwas bringen. Am 13. Dezember 1836 wurde er in der bayerischen Kleinstadt Schrobenhausen geboren. Sein Vater war ein Maurermeister. Franz Lenbach wurde auf die Polytechnische Schule nach Augsburg geschickt. Aber das fiel den Eltern nicht leicht. Zehn Gulden konnten sie ihm für den Unterhalt geben. Jede Ausgabe wurde in ein Notzbüchlein eingetragen. 13 Kreuzerlein kostete das Mittagessen. 5 Kreuzerlein und manchmal 6 Kreuzerlein kostete das Abendessen. Kohle, Bleistift, Papier, Pinsel, Kreide, Farben kosteten mehr als Nahrung und Wohnung. Lenbach mußte ein Besessener gearbeitet haben. Sechzehnjährig ging er nach München und verdiente sich sein Brot selbst. Er hat später oft erzählt, daß er als barfüßiger Bauernbub zu Fuß von Schrobenhausen nach München kam. Das war wenige Jahre nach der Zeit, die Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich“ beschreibt, und wie der kleine Heinrich Lee fand Lenbach sein Auskommen, indem er Farbenstangen, Schilder, Schutzscheiben, Glastafeln und Votivbilder malte. Er hatte sich vorgenommen, jeden Tag einen Gulden zu verdienen. Wenn er für ein Votivbild eine Person zu porträtieren hatte, so kostete das einen Gulden. Unverzüglich blieb ihm eine Votivtafel, die er für den Weichselbauern zu Altenfurt zu malen hatte. Die Familie des Weichselbauern, die auf dem Votivbild dargestellt war, brachte mit ihren vierzehn Köpfen vierzehn Gulden auf einen Schlag.

Als er sich mit seinem ersten Bild in den Kunstverein wagte, ging es, wie es gehen muß. Die Kritik war entsetzt über den rohen Naturalismus der kleinen Studie „Landleute flüchten sich vor einem drohenden Unwetter in eine Kapelle“. Trotz 450 Gulden. Da ihm gleichzeitig ein Stipendium von 500 Gulden zugesprochen wurde, war er ein reicher junger Mann. Er ging als Schüler Pilotys nach Italien. Als er wiederkam, gab ihm Graf Schack die Aufträge, mit denen er sich durchsetzte. Die Bauernbubenzeit war vorbei.

Rasch erwarben ihm seine Porträts den Rang des ersten Mannes in der Münchner Malerei. Zeitweilen hat Fritz August Kaulbach versucht, Lenbach zu überbieten. Aber es ist ihm nicht geglückt. Er war nie mehr als „auch ein großer Maler“, und daß er einmal für ein amerikanisches Familienporträt, das drei Bilder umfaßte, 450.000 Mark bekam, das zeigte nur, wie man mit der Malerei mächerhaft verdienen konnte, selbst wenn man nicht Lenbach war. Aber Fritz August Kaulbach wußte zu unterliegen und dabei mit Lenbach befreundet zu bleiben. Wilhelm Trübner dagegen kannte den Anspruch auf Ehre, den seine Malerei machen durfte, und konnte es nicht vermeiden, ihn die zeitgenössischen Kunstgeschichten nicht einmal nennen, indes sie dem Lenbach huldigten.

Lenbach nahm es hin, daß er der Erste war. Er tat nichts dazu und nichts dagegen. Er sorgte nur, daß sein Regiment fröhlich und festlich war.

Jetzt schrieb er das Geld nicht mehr kreuzerleinweise ins Notzbüchlein, jetzt strömten Hunderte und Tausende durch seine Hände. Er tat, was der Märchenmann tun muß, wenn er zu Geld gekommen ist.

Er schenkte. Er schenkte nach Künstlerlaune, und die Künstlerlaune war nichts anderes als ein Lust, über die Malerei hinaus, Dinge in die Welt eintreten zu lassen, die vorher nicht da waren.

„Seinem lieben Schrobenhausen“, wie er die Geburtsstadt landesväterlich nannte, schenkte er Zehntausende für den Umbau des Rathauses, Tausende für wohltätige Gelegenheiten. In die Post in Schrobenhausen kamen einmal die Kranken-schwwestern und dankten ihm in wohlgesetzter Rede für Zuwendungen. Er sagte: „Was habt Ihr doch für eine schöne Tracht!“ — und verteilte Geld unter sie. Er verteilte Geld als Sühne dafür, daß er die Schönheit empfand.

Ein Diener erzählte ihm in München, daß der Kunde, dem ein Bild zu bringen war, selbst die Tür geöffnet hatte. „Da wird's ein gutes Trinkgeld gegeben haben“, sagte Lenbach. Der Diener schüttelte den Kopf. Er hatte nichts bekommen. „Was, so ein Schundnickel?“ rief Lenbach und drückte seinem eigenen Diener einen großen Schein in die Hand. Wenn ihm Kinder auf der Straße gefielen, beschenkte er sie. Und so redeten die Leute von ihm, als ob die Sternalter fielen, wo er war, und die Gymnasialprofessoren sagten, daß er Gold auf München regnen lasse wie Jupiter auf die Danae.

Dabei war er nicht konventionell geworden. Die Zeit war seit hundert Jahren vorbei, in der man einen sozialen Aufstieg mit einem Rückzug aus der Sozialität, mit Vereinsamung und etwa mit Eintritt in eine übergeordnete Kaste begleitete. Die Welt war demokratisch geworden. Die alte Bauernstadt München konnte da leicht eine Weltstadt sein. Und der Bauernkönig Lenbach war mitten in der bauerischen Stadt der Bauernkönig der Feste und des lustigen Lebens. Er blieb bei seiner bayerischen Mundart und bei der bayerischen Grobheit.

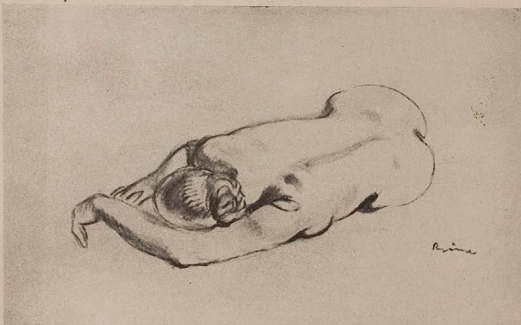
Ein Berliner Hofmaler sagte in der Allotria: „Von Rembrandt hält man bei uns nicht so sehr viel.“ — In Feldmoching aa



Lenbach — F. A. Kaulbach



F. A. Kaulbach



Brüne

net", sagte Lenbach. Ein Fürst beklagte sich, daß er von Lenbach nicht ähnlich genug porträtiert sei. „Sind's froh, Durchlaucht", sagte Lenbach. Ein anderer häßlicher Mensch war auch auf dem Porträt so häßlich, daß Lenbach sagte: „Den hab' ich tödlich getroffen." Von einem Maler sagte Lenbach einmal: „Er ist halt ein Rindvieh." Der Maler stellte Lenbach zur Rede. Lenbach zog sich aus der Peinlichkeit: „Wie können S' glaub'n, daß ich so was von Ihnen sag'; a jeder in München weiß doch, was ich von Ihnen halt'!" Als Lenbach wieder einmal baute, wollte ein Architekt ihn über seine Pläne aushorchen. „Wie werden Sie's machen?" fragte er. „Mit einer Hypothek", erwiderte Lenbach. Er machte es nicht mit einer Hypothek. Er machte es mit seinem Fleiß. Eine alte Kneipzeitung der Allotria erzählt von diesem Fleiß:

Morgens rennt er aus dem Bett —
Zeltgewinn ist Zeltvertrieb.
Wirft sein Frühstück in den Magen
und die Kleider an den Leib.
Rennt mit Sturmschritt in die Werkstatt,
maler! ohne umzuschauen.
Porträtiert ein Dutzend Fürsten,
sechs Gelehrte und drei Frau'n,
Rennt dann schleunigst in die Kneipe,
reißt vom Leib den Überrock,
Und steht: „Wunsch' recht guten Abend!"
schreit er: „Mach' mer an Tarock!"

Ein Leben, das sich mützenatisch ausbreitete, duldet keine Hindernisse. Was man brauchte, mußte kurzerhand beigebracht werden. Sein Ausspruch über das Künstlerhaus, das er an der Stelle des ersten kleinen Heims der Allotria bauen ließ, ist bezeichnend: „Der Plafond muß schwarz und gold und rot sein. An die Wand gehören große Gobelins, wenn wir keine echten haben. Kopieren wir die von Cluny in Paris, das sind die schönsten auf der Welt. Ringsherum gehört Marmor, und

wenn wir keinen haben, nehmen wir Gips und vergolden ihn. Und Bilder von Titian und Velasquez gehören hinein, die lassen wir auch kopieren. Überhaupt viel Gold. Gold ist Gold, und Farb' ist Dreck."

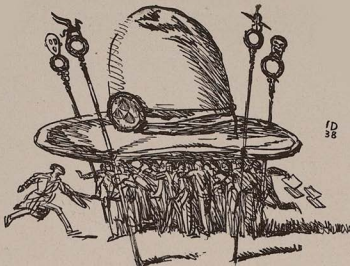
Da hat man die Pracht des 19. Jahrhunderts. Der Trugschluß, daß man ein Original vervielfältigen könne und daß die Anwesenheit einer Kopie dem Gewicht des Originals nichts nachgeben werde, ist nicht nur als die sich ausbreitende Schätzung des Mechanischen zu lesen. Nein, hier verwirklichen sich noch einmal die Gedanken der Enzyklopädisten. Daß man kopieren mußte, war nicht die Hauptsache. Das Kopieren wurde in Lenbachs stürmischen Sätzen nicht so laut vernommen, wie wir es hören. Die Zeitgenossen hörten nur, daß hohe Güter der Kunstgeschichte versammelt werden sollten. Das Kopieren war zeitlich und war selbstverständlich. Daß sich in München ein gebautes Lexikon der Künste erheben sollte, das war eine Tat der feinen Bildung, wie man sie damals verstand. Aber die feine Bildung war so verfallen, daß sie die Einzigartigkeit, die Unersetzlichkeit, die Unwiederholbarkeit des Originals nicht mehr empfand, sie war entaristokratisiert, war demokratisiert, war mechanisiert. Gabriel von Seldi, der das Künstlerhaus baute, hatte genug Sinn für Repräsentation, um eine Gelegenheit für Präsentifikation zu schaffen, in der man die Selbstaufgabe der enzyklopädischen Bildung nicht mehr so vordringlich gewahrt. Die Kopien der Skulpturen und der Gemälde wirken mehr als Dekor denn als selbständige Mitarbeiter an der Architektur. Selbstaufgabe steckt auch im letzten Satz Lenbachs, in dem Satz, der das Gold über die Farbe stellt. Das ist eine Rangordnung, die einen Maler wie Trübner zur Verzweiflung gebracht hätte. Bei Lenbach hatte sie ihre Gültigkeit, insofern er die

Farbe im Schattendunkel untergehen ließ oder im Licht auf einen Ton zwischen Elfenbein und Gold erhellte. Er trug zeitweilen eine weiße Krawatte, als wollte er die Welt überzeugen, daß der Anzug des Mannes am würdigsten sei, wenn er vom dunklen Tuch schnurstracks zum Weiß der Wäsche sich aufschwinde. Durchpligert man die unabsehbare Reihe der Porträts, die er in seinem Haus hinter den Propyläen aufgehängt hat, dann trifft man wieder auf den Wert, den er dem weißen Kragen beigelegt hat, auf dem sich der elfenbeinerne Goldton der Gesichter wie auf einem Sockel erhebt und abhebt.

Das Haus hinter den Propyläen in München ist der Sitz eines königlichen Malers, wie ihn sich das ausgehende 19. Jahrhundert träumte. Zur Zeit, in der Amerika die tüchtigen Leute Millionäre werden ließ, wenn sie Tag und Nacht arbeiteten und unablässig an Öl, Eisen, Gummi, Büroklammern oder Nähmaschinen dachten, spielte Europa noch einmal den holden Vorrang der Kunst aus. Wenn sie an die Spitze gekommen waren, nannten sich die Amerikaner Petroleumkönige, Autokönige, Kaugummikönige. Sie waren alle miteinander Arbeitskönige, und dieser Lenbach, der auf seine Art fleißig war wie sie, hatte von den luftigen Künsten noch einmal das europäische Königswesen, über das Shakespeare einmal sagt, daß es durch Gnade mehr geziert sei als durch die Krone.

Königlich war der Anlaß, das Haus hinter den Propyläen zu bauen. Die Nichte des Marschalls Molke hatte dem Sohn eines Maurers ihre Hand gereicht. Die große Komtesse und der große Maler kamen zusammen, nicht nur weil die Aufklärung den Unterschied der Stände gering achtete, sondern vor allem weil die feine Bildung den Adel der Kunst so hoch achtete.

(Fortsetzung auf Seite 58)



Julius Dietz

IM KÜNSTLERHAUS AM LENBACHPLATZ KAMERADSCHAFT DER KÜNSTLER MÜNCHEN E.V.

Heinrich Brüne

Zur Ausstellung bei Günther Francke

Die Spätwerke bedeutender Künstler haben immer einen besonderen Reiz. Oft genug spricht sich in ihnen die Eigenart des Meisters am tiefsten aus. Dies gilt auch für Heinrich Brünes letzte Arbeiten, die das Graphische Kabinett Günther Francke, Brienerstr. 51 im Januar und Februar zeigt.

Durch verschiedene Entwicklungsstufen hat sich der heute Siebzighährige hindurchgerungen. Brüne kam aus dem Rheinland. Nach dem Besuch der Münchener Akademie wandelt der Künstler zuerst auf den Spuren Leibniz, Trübners und Thomas. Dann aber wächst Heinrich Brüne in die Sendung hinein, die Künstler vom Rheinland in München immer wieder erfüllen: durch äußerste, sinnhafte Verfeinerung der Farb- und Formwerte tritt er die malerische Überlieferung Münchens und des süddeutschen Raumes weiter vorantreiben. Er wird schließlich auch ein entscheidender Mittler zwischen einer poelstierenden Malerei, zu der die Deutschen gerne neigen, und der Malerei des Westens, die ganz durch das Auge bestimmt ist. Heinrich Brüne hat sich in unablässigem Mühen mit den großen Meistern des Westens und den europäischen Kunströmungen auseinandergesetzt, auch mit der Landschaft des Südens, bis er — im doppelten Sinn — die ruhende, aber nicht unbewegte Welt zwischen seiner Gebirgshelme und der romanischen Welt in seinem Landhaus zu Oberpfaffenhofen bei Weßling fand.

In seiner frühen und mittleren Zeit bildete körperliche Plastik in malerisch bewegten und interessanten Augenblicken das Hauptproblem seiner Malerei. Die späten Werke sind dagegen voller Lyrik und stellen fast ausschließlich Stillleben und Landschaften dar. Die Welt erscheint auf seinen Ölbildern und Aquarellen in feurigem Schleier, der die Konturen und Kanten der Dinge einhüllt und leise verwischt. Alles sammelt sich jetzt gern in der Fläche. Ein unendlicher Raum — oft das Innere eines Waldes oder Gartens — ist das Gegenständliche aus Zufall und Augenblick. An wundersam bewegte und erregende Teppiche fühlt man sich vor Brünes späten Bildern öffnen.

Nicht anders ist es bei seinen großen Fresken (Pieta) in der neuen kath. Kirche zu Oberpfaffenhofen: Austerlegung in der evang. Kirche in Bogenhausen-München). Das Figürliche, das Heinrich Brüne einst fast ausschließlich beschäftigt hatte, pflegt er jetzt nur noch in Zeichnungen. Aber in welchen Zeichnungen, in welchen Aktbildern! Brüne ist der Meister des besessenen Aktbildes.

Die Ausstellung überrascht noch durch eine Besonderheit: durch kleine Hinterglasmalereien Sophie Brünes, der Gattin des Künstlers. Nigendwo in unserer Zeit hat sich wie hier eine volksliedhafte, naive Auffassung mit einem hochkultivierten Farbensinn verbunden.

Prof. Dr. Ferdinand Denk

Deutscher Rokokoabend

Als an diesem Dienstagabend im Künstlerhaus die Klänge Mozartscher Musik verhallen und Santa Maria sich nach ihrem Tanzspiel „Eine kleine Nachtmusik“ mit den ihrigen ein letztes Mal verbeugte, blieben wir alle noch sitzen, in der Hoffnung, daß vielleicht doch noch ein weiteres kleines Kokoko-Kabinettsstücklein folgen würde. Und es läßt sich immer einen gelungenen Abend nichts Schöneres sagen, als dieses. Aber der Zauber war nicht mehr zurückzurufen; Haydn und Mozart waren verklungen, die silbergrauen Putzflächen verschwunden. Vor der lieblichen Welt des Rokoko tat sich der Vorhang nicht mehr auf.

Zuerst hatten wir Goethes Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“ gesehen, in der dramaturgischen Fassung der Nymphenburger und Ansbacher Schloßspiele von Dr. Ernst Leopold Stahl. Santa Maria (Inszenierung) Bozena Ernst (Wortregie) und Herma Studeny (Musikalische Leitung) haben dieses köstliche Kokoko-Juwel nun im Künstlerhaus zum Leuchten und Klängen gebracht. Lob verdienen auch alle, die außer diesem „Trio“ mit dabei waren, also Leonore Ernst, Gabriele Reismüller, Andreas Goltzsauner und Anton Groschberger für das so frische Spiel, Rose Marie Bachofen, Luise Bracher und Chirilina (zusammen mit Santa Maria) für den amüßigen Tanz, ferner Helga Puschtschewy, Liselotte Richter und Käthe Stühler, die mit ihrem „Kapellmeister“ in Kleinhosen und Perücke Herma Studeny so gute Musik machten.

Der Einlaß der Gadok als Veranstalterin des Abends waren so viele gefolgt, daß sich der große Saal fast als zu klein erwies.

Kleine Nachrichten

Professor Woldemar Brinkmann wurde durch Gaudelner und Reichstatthalter Albert Forster mit dem Kreuz von Danzig I. Klasse ausgezeichnet. Professor Brinkmann hat sich um Danzig bereits vor der Rückgliederung in das Reich verdient gemacht; in den von ihm geschaffenen Räumen weilte der Führer anläßlich seines Einzuges in Danzig. Professor Brinkmann konnte in Danzig die geschichtlichen Ereignisse am 1. September 1939 und den folgenden Tagen miterleben.

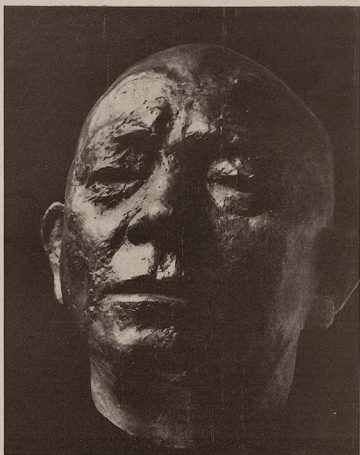
Prof. Paul Sosner, der verdienstvolle Leiter des Sektors der bildenden Künste in der Kameradschaft der Künstler München, beging seinen 65. Geburtstag.

Der Lenbachpreis kommt wie im letzten Jahr voraussichtlich Mitte Februar zur Verteilung.

Ratherr Reinhard überreichte im Auftrag des Oberbürgermeisters dem Produktionschef der Bayer-Filmkunst, Hans Schwaibart, in Anerkennung seiner Verdienste um die künstlerische Förderung des süddeutschen Filmschaffens, eine silberne Schale mit einer Gravierung, in der die Hauptstadt der Bewegung ihre Anerkennung insbesondere für das letzte Werk der Bavaria, den Film „Befreite Hände“ zum Ausdruck bringt.

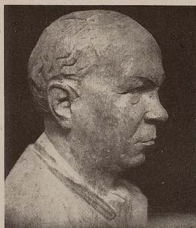
Kameradschaftsabend im Künstlerhaus

Die regelmäßigen Kameradschaftsabende, die dem neuen Geschäftsführenden Präsidenten der Kameradschaft, Robert Scherer, ganz besonders am Herzen liegen, und die als eigentliche Besetzung des Künstlerhauses gedacht sind, werden nunmehr bereits durchgeführt. Das erste Mal fand sich der Kreis um die alte „Allotria“ zusammen. Man war außerordentlich vergnügt, tauschte viel Erinnerungen aus, sah alte Kameraden und lernte neue kennen und freute sich beim Auseinandergehen aus Wiedersehen. Lenbach-Zimmer und Lesesaal sind jetzt Kiebläume und damit ein Zuhause für die bildenden Künstler geworden und die Reihe der fröhlichen Zusammenkünfte an den Abenden wird nun nicht mehr abreißen.



Olaf Gulbransson

B. Blecker



Der Maler Unold



J. Henselmann

Architekt Bibet



P. Roloff

Bräue

Selbstbildnis

Der Saumarkt im Böhm drin war für den Motl aus dem Frischwinkl allemal ein Feil; eine Art Kirchweih, bei der er aufbauen konnte, den Gulden nicht schonte und die Wirtsbäuer, die auf dem langen Wege lagen, der Weibe nach besuchte, um zu sehen, wo das beste Bier und die feischeste Wirtin wären.

Der Frischwinkl liegt unter dem Spigberg, wo der Fluss Angel noch ein Kind ist und übermütig wie ein Waldbauernhüblin über die Steine hüpfte. Dort steht der Motlhof, breit, bebäbig, und stellt etwas vor wie sein Bauer.

Durch den Frischwinkl fährt in einem großen Wagen die Eisenbahn. Dreißig Jahre fauchte der eiserne Warm am Motlhof vorbei, den Bauer aber gelüftete es niemals mitzufahren. Er vertraute seinen beiden Braunen mehr als dem Dampfrost und hielt seine eigenen Weine für widerstandsfähiger und fester als die rollenden Räder.

So ging der Motl alle Jahre vom Saumarkt im Böhm drin schon zu Fuß heim in den Frischwinkl, wozu er schier eine Woche brauchte. Denn der Saumarkt bedeutete ihm eine Wallfahrt von Wirtshaus zu Wirtshaus. Das hatte er von seinem Vater gelernt, bei dem hatte es noch länger gedauert. Und des Vaters Brauch hat der Motl sein Leben lang in Ehren gehalten.

Die einzige Krankheit, daran der Bauer litt, war der Durst. O, der Durst! Er ist wie das ledige Feuer; je mehr es bekommt, desto mehr will es haben. Mit den Jahren griff der Durst auf die Leber über und der Motl mußte zum Arzt, das war ein rechter Bauernarzt.

Er klagte ihm seine Beschwerden.

„Magst das Bier gern, was?“ fragte der Doktor.

„Dasselbe mag ich schon“, sagte lustern der Motl.

„Wieviel läßtst denn nachher auf einen Eis?“ forschte der Doktor weiter.

„Ist nicht arg; zwanzig Halbe, wenn ich grad dransteig.“

Der Arzt klopfte dem Motl mit dem Knöchel dorthin, wo die Leber steckt, und drohte: „Du! Hör' schleunig das Saufen auf! Sonst hat dich übers Jahr der Teufel.“ Weil er sich aber des tief Erschütterten erbarmte oder, weil er die Leber vielleicht doch nicht so schlecht fand, erlaubte er gnädig: „Drei Halbe meinetwegen, aber nur am Sonntag.“

„Ich werd' schon folgen, Doktor“, bekannte sich der Motl. „Sterben mag ich nicht. Das Sterben ist ein böser Tod.“

Er trug die besten Vorläge beim und trant eine Maß Buttermilch. Er war still und demütig, dachte an Sterben und tröstete sich: „Buttermilch, frisch vom Kübel, vertreibt alle Übel.“

Und übermorgen ist Saumarkt im Böhm drin.

Der Motl fuhr auf den Saumarkt, diesmal mit einer kranken Leber. Er sah neben

dem Knecht auf dem Bod, um den Bauch hatte ihm die Bäuerin ein dickes Wolltuch geschlungen. Der Doktor hatte verordnet: „Warm halten und ja nicht verkühlen.“

Fast gleichlaufend mit der schlechten Straße zog die Bahnlinie. Eben brauste ein Zug entlang. Die Bremsen waren angezogen und freischien.

„Wird mir doch nichts anderes übrig bleiben“, seufzte der Motl. „Wegen der Leber.“ „Was meinst, Bauer“, fragte der Knecht. „Heimzu vom Saumarkt fahr' ich mit der Eisenbahn“, antwortete der Motl.

„Kannst auch mit mir heimfahren“, rief der Knecht und dachte: „Mit dem Bauer muß es schlecht sein, daß er diesmal die Saumarkträusch auslassen will.“

Der Motl lächelte auf: „Meine Leber zwingt mich auf die Eisenbahn. Sie verdrängt das Schütteln auf dem Karren da nicht.“

Der Motl handelte, verkaufte und kaufte; handelte um Kreuzer, verkaufte seine alten Säul' und kaufte zwei kleine, junge, frische Ferkel. Er klumperte mit den Gulden: „Herrgott! Gäh' das einen Kaufsch!“

Sie gingen in ein Wirtshaus, dort kamen die deutschen Marktleute zusammen, weil die Wirtin eine Deutsche war. Sie kaffte Deutschen Bier und kochte ein feines Deutsch,



Paul Burek

Die Münchener Olympiasiegerin Gisela Mauermayer

davon der Motl zwei Keller voll an. Es war schwarz von Pfeffer und zeugte einen Hellen-durst.

Drei Halbe hatte der Doktor erlaubt, aber nur am Sonntag. Heute aber war Freitag. Und weil der Motl sich schämte, vor den Augen der anderen Bekannten ein Kraderl zu trinken, bestellte er Bier. „Dafür halt ich am Sonntag faßen“, gelobte er sich.

Er trant mit großer Lust und gewaltigen Schlucken. Nach der dritten Halbe jahlte er brav. Es begann zu regnen.

„Wenn es jetzt nicht regnen iat“, mochte ich mit die heimfahren“, sagte der Motl. „So will ich mich doch lieber auf die Eisenbahn setzen.“

Der Knecht fuhr mit den Ferkeln heimwärts. Der Bauer schritt gemächlich dem Wirtshaus zu. Er redete für sich hin: „Der erste Saumarkt, von dem ich keinen Kaufsch heimbringe. Aber: einen Willen muß der Mensch haben.“

Weil es noch Zeit war zum Zug, kehrte er in der Bahnhofswirtschaft ein. Er wollte eine Suppe essen. Der Kellner trippelte heran und fragte höflich: „Was wünschen der Herr?“ Da schlug der Motl mit der Faust auf den Tisch und rief: „Willst mich freigeln, du Sauböhm? Erstens bin ich kein Herr und zweitens krieg ich ein Bier.“

Ja richtig! Er wollte eine Suppe essen, von wegen der Leber, schon aber stand das Bier auf dem Tisch.

„Zum Well!“ wünschte der Kellner.

„G'uffa!“ dankte der Motl.

Das Bier war gut. Der Motl vergaß seine Leber. Er dachte an die Buttermilch von vorgestern und schüttelte sich.

Der Zirkelher rief den Zug aus und der Bauer hatte noch ein velles Glas vor sich stehen, das vierte schon. Er winkte dem Kellner: „Sag einmal, geht morgen um die Zeit wieder ein Zug nach Spigberg?“

„Jawoll, freilich“, diente der Durst und hieb mit einem weißen Ferkel durch die Luft, daß es knallte wie eine Peitsche.

„Weißt was, ich fahr' morgen. Dein Bier schmeckt mir.“

Der Zug fuhr ab, der Motl sah, trant, aß und schlief und zweifelndurch mußte er ein paar mal hinaus. Die Leber tat ihm nicht weh, der Motl war glücklich. Er hatte seinen richtigen alten Saumarktrausch.

Und dann sah der Motl zum erstenmal in seinem Leben auf der Eisenbahn. Der Zug pumptete dahin, der Motl schaute zum Fenster hinaus, wo die Welt sich wie beifessen vorbeiredete. In Gedanken fiel ihm ein, daß da eine Base eines Weibes wehte, die er begehren könnte. Ehe er aber zum Aussteigen kam, rollte der Zug schon wieder weiter. Da redete der Motl den einzigen Herrn an, der mit ihm im Abteil fuhr: „Meine Not haben es nicht so eilig.“ Und weil der Herr nichts drauf fuhr, ließ er ihn mit dem Gebilchen auf die Fußböden: „Sie, Herr Schreiber, der Motl aus dem Frischwinkl hat noch von jedem eine Antwort bekommen.“

„So so“, entzündigte sich der Herr und rüdtte weg, denn er fürchtete sich vor dem Bier.

feligen Dauern. „Was belieben Sie denn wissen zu wollen?“

Da zeigte der Moll auf geratewohl auf die Notbremse und fragte: „Wozu das Ding da gut ist; ich fahre nämlich zum erstenmal auf der Eisenbahn.“

„Ach ja! So ist! Wenn Sie in Gefahr sind, wenn einer Sie überfällt im Zug, wenn's brennt, dann ziehen Sie an dem Griff und der Zug bleibt stehen.“ Der Herr rüdt noch weiter weg. Und als sie ins Willstler Vergnügen einfahren, verschwand er überhast aus dem Abteil und ließ sich nicht mehr sehen. Denn er war aus der Stadt, fuhr nach Eilenstein zur Sommerfrische und hatte noch nie die Bekanntschaft eines raufhüftigen Bauers gemacht.

Zweimal noch hielt der Zug, dann fuhr er in den Frischwinkl. Der Ocker und die Seewand schoben gemächlich vorbei, Panzer und Spisberg rüdt immer näher, bis der Moll seinen Hof auf sich zukommen sah.

Die Leber tat ihm auf einmal wieder weh und Sodbrennen hatte er. Und weil ihm die Leber weh tat, rüdt er Nausea ein wenig ab und der Moll munkte an den Doktor denken. „Hör' schleunig das Sausen auf! Sonst holst dich übers Jahr der Teufel.“

In Spisberg, wo er aussteigen munkte, standen Wirtsbäuer. Der Moll war schon wieder durstig. Der Durst war die große Ge-



Gerda v. Stengel

Horst Caspar als „Hamlet“ (Kammerspiele München)



**Ihr KORSETT- u. WASCHE-
SPEZIAL-GESCHAF**

Juliane Klopfer

MÜNCHEN

THEATINERSTR. 49, Tel. 2 68 91
NEUHAUSERSTR. 13, Tel. 120 71

Werke

Zeitschriften

Kataloge

Graph. Kunstanstalt W. Schütz

München, Heftstr. 8—10, Telefon 20 76 3

Haar Sorgen?

verfärbt, verbleicht, rüdt
Abhilfe in allen Fällen
DANN
MURR
MÜNCHEN-RESIDENZSTR. 18

Abebau München
Hans Seibold

Sonnenstraße 15
neben Postheadont
Tel. 597 339,
597 332

Büro-Möbel
sogleich lieferbar
aus Holz
und Stahl

Verlangen Sie
überall
die

„JUGEND“!
das beliebte Blatt
der Künstlerschaft
Münchens

BUHECKE DER JUGEND

Alltag bis Zwischengedächtnis. Ein kleines Lexikon von A bis Z. Von Ernst Kammereier. Societäts-Verlag Frankfurt a. M. 348 S. Geb. Mk. 4.80.

Das mancherorts totesagte Feuilleton faltet in der letzten Zeit eine glänzende Auferstehung. Es hängt all den Nekrologen ein neues Feuilleton an. Und es beweist eine solche Lebendigkeit, daß es sogar mit Erfolg von der scheinbaren Sterblichkeit der Tageszeitung in die scheinbare Unsterblichkeit des Buches hübersetzt.

Jetzt legt auch Ernst Kammereier seine gesammelten Feuilletons vor. Er tut es in witziger lexikalischer Folge, also vom Alltag bei den Kopfjägern bis zum ersten Zwischengedächtnis. Darzwischen bummeln wir mit ihm durch die Straßen Münchens, besuchen Lenbachs Atelier und Schauspielerinnen, erfahren Kleinigkeiten über kleine Mädchen, hören Schwabinger Geschichten und einen Vortrag über naives und sentimentalisches Biertrinken, und machen Ausflüge ins Isartal, nach Niederbayern, ja sogar bis Wien. Aber auf Seite 343 sind wir dann wieder daheim beim Zwischengedächtnis, der für Kammereier als echtem Münchner zu einem nicht minder seelischen Erlebnis werden kann wie die Lektüre des Witiko Stiffers.

Journalisten, an die Frist ihres Auftrags gebunden, können nicht geduldig auf den heiligen Geist des guten Einfalls warten. Kammereier, der Journalist mit dem Herzen des Poeten, hat aber den Einzel, selbst dann, wenn die Zeit des Ausreitens für eine Arbeit allzu kurz bemessen, seinen Reiz in eine lebenswürdige Form zu gießen. So zeugt das heiter-besinnliche Buch wirklich von A bis Z für Münchner Geist und Kultur, im Gemüt, im Humor, im Thema, und in der Sprache.

Kristl
Wir bringen mit Genehmigung des Societäts-Verlages aus dem Buch Kammereiers den Beitrag: Lenbach, der königliche Maler.



Bestellen Sie Ihren Einband für
den Jahrgang 1939 „Jugend“

Bei Einbindung des Betrages RM 2.70 frei Haus
Nachnahme RM 3.—

Zeichenpapiere

„STAHLHART“ hochtransparent u. äußerst zäh

Alles für des Konstruktionsbüro

ZEICHENBEDARF Otto Schiller

München, Brienner Str. 34, Tel. 57 65 0

Pianos und Flügel

neu und gebraucht. Auf Wunsch Teilzahlung, oder prompt bei

PIANO-SCHERNER, Dismersstr. 22/II, zug. d. Bahnhofs



Bestellen Sie unverbindl. Katalog mit Angebot!

Königlich war das Richtfest des Hauses. Am Festtag arbeiteten die Künstler als Maurer am Bau. Defregger war dabei, Wopner, Emanuel Seidl, Piglhein, Thiersch, der später den Münchner Justizpalast gebaut hat, und viele andere waren an diesem Tag freiwillig, scharfhaft und voller Eifer für die Ehre der Kunst, die sie in Lenbach vermehrten, in der Baugruhe tätig wie die Untertanen, die den Pflichtdienst tun.

Königlich war in der Geschichte des Hauses der Augenblick, als Bismarck auf den Balkon trat und zu den Studenten sprach, die gekommen waren, dem alten, verabschiedeten Kanzler zu huldigen.

Und mit königlichem Gewicht mag sich die Zimmerflucht, die in Lenbachs Haus zum Atelier hinleitet, auf die Brust des Besuchers gelegt haben. Wer da etwa meinte, er bringe etwas, weil er für ein Portrait fünfundsiebzigtausend Mark bezahlte, der wurde ein schäbiger Bittsteller vor sich selbst, wenn er, um zahlreiche Ecken biegend, begleitet von den Gemälden der berühmten Männer seiner Zeit, dem Atelier entgegenschritt. Da waren kleine Räume, in denen sich der Sinn verengte, wenn die Pracht des Marmorfußbodens und der elfenbeinernen, kostbar geschnittenen Decken naherückte. Da waren große Hallen mit goldenen Decken, schweren Gobelins, mit Kopien nach Tizian und Rubens, da kam eine römische Badestube, in der ein Brunnen aus der Wand heraus über künstliche Muscheln und Felsen in den Boden hineinsickerte.

Ein Prachtstuhl stand da, auf daß man sinnend am Brunnen Platz nehmen konnte. Daß Marmor, Mosaik, Gold und Elfenbein meist gemalt war, daß alle Pracht kopiert war, tat der beklemmenden Wirkung keinen Eintrag. Wir haben schon gesagt, daß die feine Bildung damals Kopie und Original nicht mehr zu unterscheiden wußte. Ein Zimmer, in dem neben einer Käfersammlung die Gipsabgüsse der Hände berühmter Leute schaurig genug auf Samtkissen lagen, muß den Besucher vollends entherzt haben. Die einzige Hoffnung, die



Kriegs-WHW. im Zeichen von Wilt. Busch
12 Buschfiguren als Majolika-Abzeichen zur Reichsstraßensammlung am 3. und 4. Februar 1940

ihm blieb, war die, daß der Maler selbst ihn aufrichten würde. Denn bisher war in allen Räumen neben dem Kaiser Wilhelm I., neben seinem Kanzler, neben den Gelehrten, Dichtern und Fürsten der Zeit immer wieder das blonde, blasse Kind Marion anzutreffen, das der Maler Lenbach mit rührender Zärtlichkeit zwischen den großen Männern aufhing, die feierliche Repräsentation mit einem Hauch der Liebe beladend.

Im Atelier endlich ist die kassettierte Holzdecke mit den kleinen goldenen Knöpfen verhältnismäßig einfach. Man hört noch fern den Brunnen aus der römischen Badestube rauschen. Die Bilder zeigen Papst Leo VIII., den Prinzregenten Luitpold von Bayern, Richard Wagner, die Freunde Gabriel von Seidl und Lorenz Gedon, Lenbachs Frau, dann wieder Marion, das geliebte, blonde, blasse Kind, und ein Kreideblett, unter dem, wie so oft, „Bismarck“ zu lesen, ist am Totenbett des Kanzlers entstanden. Auf der Staffelei

steht heute Lenbachs Selbstbildnis. Eine Sammlung von Schmetterlingen ist das Farbigste im düster-feierlichen Atelier. Auf einem Stuhl liegt ein Kardinalsgewand. Purpurkaskaden schütten sich von der hohen Lehne auf den Sitz herunter. Auf einer Estrade der kleine Panzer, den Marion, das Kind des Herzens, für ein Portrait getragen hat. Dann ein Thron, in dessen Lederstiz goldene Ornamente gepreßt sind. Darüber ein Baldachin, mit steilen Prachtpuscheln. Und hoch über dem Baldachin, im Dunkel der Ecke kaum zu erkennen, ein Plau. In der fernsten, dunklen Ecke des Ateliers, über dem Thron, sitzt der Vogel Plau.

Lenbachs Atelier belegt es, daß seine Zeit den Kampf ums Dasein anerkannt hat, daß sie dem siegreichen Individuum jegliche Erhöhung, jeglichen Triumph zubilligte. Aber es gehört zu den seltsamen Vermischtheiten, zu den Ineinanderströmungen seiner Zeit, daß die Zeit, die den Ausleseglauben hegte und die Wunschnaissance, eine kopierte Renaissance gestattete, doch nicht ernst nahm, was ihre alte Bildung und ihr junger Gedanke von den verwegenen Möglichkeiten der Tüchtigen aussagte. Sonst hätte sie ihren Günstling nicht der schrankenlosen Ironie ausgesetzt. Die Blätter, auf denen Kaubach und Hengeler ihn als Malgockel, als Anstreicher, als Athenes professoralen Liebling, als Tarockbeserker darstellen, sind nicht zu zählen. Eine Karikatur gar, die ihn, der in späten Jahren manchmal nach photographischen Vorlagen malte, zeigt, wie er den Papst photographiert und ihn einlädt, ein freundliches Gesicht zu machen, ist als Scherz gemeint wie alle anderen und enthält, wie mürb und spät die Zeit war. Doch das ist nicht Lenbachs Schuld. Sein Verdienst aber ist, daß er ein Leben gelebt hat, mit dem eine alte Zeit gut, schimmernd, großartig abging.

Am 6. Mai 1904 ist Lenbach gestorben. In Schrobenshausen veränderte der Pfarrer die Todesnachricht in der Maiandacht von der Kanzel. Dann läuteten alle Glocken der Stadt. So wie es bei einem König gehalten wird.

Seydemann & Co.
Inhaber Viktor Neumann
Gold- u. Silberwaren
Barenstraße 47 Telefon 22927
Neuerfliche Reparaturen, preiswert Seckebach

Weinhaus Birkl, Kaufingerstr. 33
Das gemütliche Wein-Lokal
Täglich Stimmungs-Schrammeltiere

HEMMETER
TIKORE
FABRIK MÜNCHEN

C. WEISHAUPT
HOF SILBERSCHMIED
Gold Silber
SCHMUCK GERÄTE

Seit 1692 im Familienbesitz
München - Eigenes Werkstatt - Marienplatz 23

Maßschneiderei
Joselien
München, Dachauerstr. 5
nähe Hauptbhf. Tel. 54131
Beute Ovale-Häute. Tadelloser
Schliff u. Verarbeitung. Maß. Preise

MARIE BRAUN
HAUS FEINER DAMEN-MODEN
Residenzstraße 6/II - Telefon 24224

Kraftnahrung
für Herz und Nerven
Dr. Klebs Leithin-Haizuren kräftigt die, durch starke Anspannung, durch Leiden und im Alter, am Leithin verarmten Nerven. Deren bessere Ernährung wirkt beruhigend, schmerzstillend und fördert überaus gesund (nicht narkotischen) Schlaf. Bewusst: Die zahlreichen beglückten Dankschreiben, eine jahreslange Lektüre, können zu bezeugen durch
Dr. E. Klebs, Nahrungsmittel-Chemiker,
Herst. der bekannten Joghurtabtl., München J. 15, Schillerstraße 29

HEINLOTH & Co. KDT. GES.
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Taschen, Koffer, Handschuhe, prima
Lederwaren, Touristen-Artikel
Münchener Werkstätten
für Sport-, Gattler- u. Lederwaren, eing. G. m. b. H.
Augustenstraße 1 / Telefon 54387

Die „Jugend“
wirbt für Sie!

Photo
SPEZIALSCHNITT
Braun
am Starnberg. Bahnhof
Arnulfstraße 6
Apparate • Film
Amateurarbeiten

Klischee's
für Reklamewecke
Künstl. Entwürfe
u. Zeichnungen
liefert
MÜNCHENER KLISCHEE-ANSTALT
KANALSTRASSE 3 TELEFON 27667

Blumen Janke-Bastian
München, Promenadestr. 15, Ecke Prannerstr., Tel. 12.257

Herausgegeben

Der Huberbauer in Xdorf hat mit der katholischen Hebamme bei der ersten Geburt seines Kindes schlechte Erfahrungen gemacht. Sie war schlampig und unordentlich; die Bäuerin und das Kind waren in großer Gefahr gewesen. Er nimmt daher beim zweiten Kind die protestantische Hebamme. Dem katholischen Pfarrer kommt dies zu Ohren und er stellt den Huberbauern deswegen zur Rede.

Dieser ist jedoch nicht auf's Maul gefallen und gibt ihm ordentlich heraus. Als der Pfarrer jedoch keine Ruhe gibt, beendet er die Auseinandersetzung mit folgenden Worten: Wenn der Herr Pfarrer mal die Hebamme brauche, könne er ja die katholische nehmen — er bleibe bei der protestantischen.

Jakobus



Franz Naaser

„Na, mein Lieber, nackert laß' ich mal net malen.“

„In Gotts Namen, na hängtst dir halt den Bettvorleger um und i mal di als Venus im Pelz.“

Bohème von gestern . . .

Sonst ist man gerne mittags aufgestanden und kaufte statt des Essens rote Rosen.

Man pumpte mal bei Unbekannten und Bügelfalten fehlten in den Hosen.

Das ist vorbei, als sei es nie gewesen. Man wohnt und hat ein Telefon.

Den Abend widmet man dem Zeitungslesen.

Im Nebenzimmer schreibt der jüngste Sohn.

Bekannte kommen, statt schnell auszuweichen.

Am Scheitel lichtet sich das Haar.

Kurzum, es mehren sich die Zeichen, daß man was ist — und manchmal stimmt sogar!

Wolff Eder

essen und die viele Wein bei ihr bleiben wollten. Auch die mitgebrachten Hudeknocken machten sich selbständig. Und so traf sich alles zusammen in lieblichem Durcheinander auf dem Wohnzimmerboden.

Der Onkel wachte durch den Lärm auf, eilte herbei und stürzte bei dem Anblick, der sich ihm hier bot, in tiefstes Mitleid mit seiner Frau. „Mein Gott“, meinte er, während er sie mühsam in das Schlafzimmer schleifte, „das glaub' ich gern, daß du das nicht behalten hast können! Wenn s' dir solche Boaner zum Essen geben haben!“ . . .

bu

Liebe Jugend!

Die punktfreie Krawatte

Mein Bub liest die Ankündigung in einem Schaufenster:

„Hier bekommen Sie auf Sonderabschnitt I eine Krawatte ohne Punkte!“

Da sagt er nachdenklich: „Nun möchte ich bloß wissen, warum das eine Krawatte ohne Punkte sein muß? Ich hab mir gerade immer eine mit kleinen blauen Punkten gewünscht!“

Wl.

Der Ungläubige

Die Tante kam aus dem Zimmer und sagte: „Peter, der Klapperstorch hat dir eben ein Brüderchen gebracht!“

„Haha“, lachte Peter, „ausgerechnet jetzt, wo die Störche alle im Süden sind!“

Boye

HORST STOBBE

Bücherstube / München / Ritterv.-Epp-Platz 8

Moderne Buchkunst und Graphik

von Menzel bis zur Gegenwart

Katalog auf Wunsch kostenfrei

Wiener Kunstversteigerungshaus

A. Weinmüller, Wien 1, Botebarnstr. 11, Fernruf 21 208

Kunstauktionen / Ausstellungen

Übernahme ganzer Sammlungen und wertvoller Einzelstücke: Gemälde alt- und neuer Meister, Antiquitäten, Möbel, Plastik, Tapetenrollen und Teppiche, Münzen, Medaillen, Graphik, Bücher, Handschriften usw.

Feitz Müller
Mal- und Zeichenbedarf

MÜNCHEN 2
Theresienstr. 75
Telefon 53 572
Gegr. 1890

Salon Elisabeth
Schönheitspflege
Autorisierte Niederlassung der Firma Elise Beck GmbH, Berlin. Inhab.: Elisabeth Schmidt
München, Maximilionspl. 16, Ruf 127 57

CAFÉ LUITPOLD

Die vornehm-gemütliche
Gaststätte Münchens

SEHMENSWERTE KXUME PALMGARTEN

Täglich nachmittags u. abends
erstklassige Künstlerkonzerte

GALERIE AM LENBACHPLATZ

VORM. HEINEMANN

Alte und moderne Gemälde

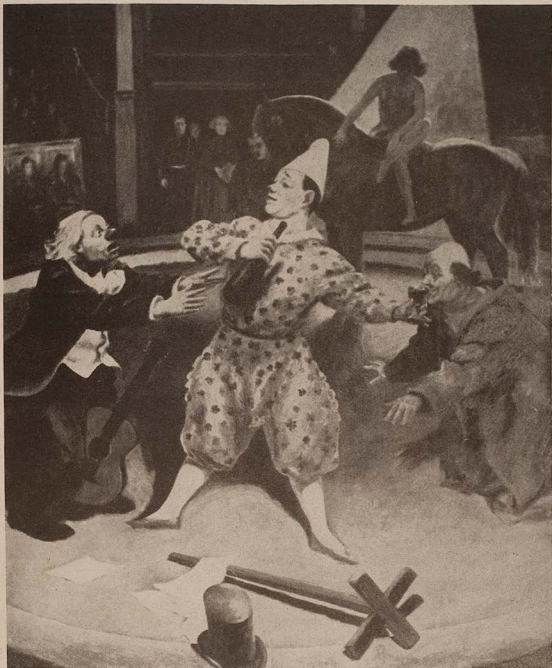
MÜNCHEN

LENBACHPLATZ 5

1940 / JUGEND Nr. 5 / 29. Januar 1940

Einzelpreis 40 Pfennig

Verantwortlich für die Schriftleitung: Wilhelm L. Kristl, München; für Bildende Kunst: Josef Oberberger, München; für Anzeigen: J. Zercher, München; Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Herrnstr. 10, Tel. 27682; Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München 22, Herrnstr. 8-10, Tel. 20763 / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck strengstens verboten / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München / Pfl. Nr. 3 / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Herrnstraße 10, zu richten / Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden / Rücksendung erfolgt nur bei beigefügtem Porto / Postort München



Peter Trumm

Der Wein des Königs

Dem Narren fühl ich mich verbunden,
dem lockern Spiel und seiner Tiefe Macht.
Er hat des Daseins Ironie gefunden
und wünscht, daß man darüber lacht.

Grell kreischt sein Kleid wie sein Gebaren.
Es ziert den König wie den Bettler gleich.
In flitterflatternden Talaren
baut er sein gunstumringtes Reich.

Schaut her! Er hat den Thron bestiegen,
ein Stuhl nur, wackelnd, doch ein Sitz.
Und sieht die Partner knieend liegen.
Die Menge wartet schmunzelnd auf den Witz.

Die Demut schmeichelt ihm zu Füßen.
Die kecke List erstrebt des Königs Wein.
Sie weiß die Majestät zu grüßen,
um schwelgend liebstes Kind zu sein.

Der Beifall prasselt von den Bänken,
zu Pferdetraben, hellem Peitschenknall.
Die Demut prügelt ihren argen Schänken
und polternd kommt der Stuhl zu Fall.